Was sie konnte.

Frei nach Fernan Caballero von R. Mulkow.

1.

In einer der lebhaftesten Straßen der großen spanischen Stadt M..... fiel jedem Fremden sofort ein Haus auf, das in einem der elegantesten, vornehmsten Viertel gelegen, sonderbar gegen seine Umgebung abstach. Mit seinen geschlossenen Fensterladen, seiner schmutzigen und düsteren Außenseite, stand es in traurigem Gegensatz zu seinen Nachbarn.

Eine auserwählte Gesellschaft bewegte sich in den Räumen einer jenem Hause benachbarten Villa, in welcher die schöne und liebenswürdige Hausfrau Gäste um sich versammelt hatte.

„Sie haben immer noch keine passende Wohnung gefunden?“ wandte sie sich mit einem verbindlichen Lächeln an einen der Herren, der ihr zunächst saß und der erst vor Kurzem nach M.... versetzt worden war.“

„Nein, gnädige Frau,“ erwiderte derselbe; „von all' den Wohnungen, die mir bisher angeboten wurden, sind die meisten für meine zahlreiche Familie zu klein, oder sie sind ungünstig für mich gelegen. Das Nebenhaus Ihrer Villa würde an Größe und Lage das sein, was ich suche, und ich wundere mich, gnädige Frau, daß Sie es mir gegenüber nie erwähnten?“

„Ja, in der That, an unser Nachbarhaus habe ich nicht gedacht; wir sind eben hier so daran gewöhnt, es unter die Todten zu zählen, daß Sie nicht erstaunt sein dürfen, wenn ich nicht den Versuch machte, es wieder in's Leben zu rufen.“

„Man zählt es unter die Todten?“

„Ja, denn seit sechs Jahren ist es unbewohnt. Der Aberglaube und die Scheu vor jenem Hause rühren von einem Verbrechen her. In jenem Hause ist ein Mord begangen worden. Das unschuldige Opfer, eine harmlose alte Frau, das Geheimniß, mit dem das Verbrechen noch heute umgeben ist und dessen Schleier wir auch wohl nie lüften werden, haben dem Ort der That einen ganz besonders unheimlichen Stempel aufgedrückt.“

Neugierig fragte der Fremde nach Einzelheiten.

„Ich erzähle Ihnen gern, was ich darüber weiß,“ erwiderte die Dame.

„Vor etwa zehn Jahren bezog ein zu einem hiesigen Regiment kommandirter Offizier mit Frau, drei Kindern und der Schwiegermutter das Nachbarhaus. In seiner Erscheinung und seinem Auftreten zeigte er ganz den vornehmen Mann, und die große Zärtlichkeit, die er seiner Frau entgegenbrachte, wie auch die sorgliche Liebe zu seinen Kindern, nahmen sofort für ihn ein. Die Gattin des Obersten war eine sanfte Taube, die stolz darauf sein konnte, die Wahl eines solchen Mannes auf sich gelenkt zu haben und die Mutter der drei Engel zu sein, die sie ihre Kinder nannte. Aber sie verkörperte auch in sich den Typus der Musterfrau, die nur für den engen Kreis ihrer Pflichten als Tochter, Gattin und Mutter vorhanden ist. Auch die alte Dame war eine fromme, gute Seele.

Ich ging sehr oft zu ihr hinüber, denn der Frieden und die ruhige Behaglichkeit bei meinen Nachbarn theilte sich mir mit, und dann zog mich innige Sympathie zu dem pflichtgetreuen edlen Manne, der liebenswürdigen Frau und der freundlichen alten Dame. Aber auch dieses Glück, so bescheiden und einfach es auftrat, muß zu vollkommen für diese Welt gewesen sein, als daß es hätte dauern dürfen, denn eines Morgens stürzte meine Jungfer ganz athemlos und mit der Miene äußersten Entsetzens zu mir herein.

„Was giebt es denn, Manuela?“ fragte ich beunruhigt.

„Gnädige Frau, ein Unglück ..... eine Scheußlichkeit sondergleichen ..... Die alte Dame im Hause ist ermordet worden. Mit einem Dolch ist sie erstochen, hingeschlachtet!“

„Heilige Mutter Gottes!“ rief ich schaudernd aus, „und wie? warum? Sind Diebe in's Haus gedrungen?“

„Das ist wohl anzunehmen, aber man weiß nichts Bestimmtes.“

„Am Morgen war der Diener, der im Souterrain schlief, zum Markte gegangen,“ fuhr die Dame in ihrer Erzählung fort. „Die Hausthüre hatte er, wie stets zu so früher Stunde, verschlossen vorgefunden und beim Verlassen der Villa wieder verschlossen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er bei seiner Rückkehr das Wasser des im Hofe stehenden Brunnens roth gefärbt und die Hausthüre nur angelehnt sah. Sein Erstaunen verwandelte sich aber bald in panischen Schrecken, als er dann an der weißgetünchten Treppenwand den blutigen Abdruck einer auseinander gespreizten Hand erblickte. Zweifellos hatte den Mörder beim Hinabsteigen der Treppe ein Moment der Schwäche übermannt, und er hatte, mit der Hand nach der Stütze suchend, die Mauer berührt. Entsetzt folgte der Diener weiteren Blutspuren, die nach der oberen Etage in das abgelegene Schlafzimmer der alten Dame führten. Er stieß die Thüre auf, überschritt die mit Blut bespritzte Schwelle und erblickte das unglückliche Opfer auf dem Bette ausgestreckt, todt, mit weit geöffneten, von Schreck versteinerten Augen, wie sie im Verscheiden auf ihrem Mörder geheftet haben mußten.

Mit einem durchdringenden Schrei eilte der Diener zu seiner Herrschaft hinunter und brachte ihnen die furchtbare Botschaft. Welcher Anblick bot sich den Beiden! Die junge Frau fiel wie vom Blitze getroffen zu Boden, während der Oberst, blaß und mit heiserer Stimme, aber doch Herr seiner selbst, den Befehl zur Benachrichtigung der Polizei ertheilte. Dann ließ er die Hausthüre verschließen, da er befürchtete, das Geschrei der Dienerschaft könnte Neugierige herbeilocken.

Die Polizei fand nichts weiter, als die stumme Leiche und keinen Schuldigen, nicht einmal den geringsten Fingerzeig, der den Verdacht auf irgend eine bestimmte Person hätte lenken können. Man verhaftete zwar den Diener und die Köchin, mußte aber Beide wegen Mangels an Beweisen wieder frei geben, nachdem sie nachgewiesen hatten, daß sie bis gegen Morgen auf der Hochzeit der Schwester der Köchin gewesen waren.

In Folge dieses schrecklichen Ereignisses hatte der Oberst seine Versetzung beantragt, die ihm auch bewilligt wurde. Sie zogen sich in eine entfernte Provinz zurück, wollten sie sich doch selbstverständlich dem Schauplatz und der Erinnerung so schrecklicher Ereignisse entziehen.“

„Welche Ursache mag diesem Verbrechen zu Grunde gelegen haben?“ fragte der Fremde.

„Man meint, es sei ein Raubmord gewesen. Am Tage vor ihrem Tode hatte die alte Dame, nach Aussage ihrer Tochter, eine bedeutende Summe durch ihren Notar erhalten. Schließlich fiel der Verdacht auf den Schreiber, der ihr das Geld überreicht hatte, aber auch er vermochte sein Alibi nachzuweisen.“

„Und seither haben sie nie wieder von Ihrem einstigen Nachbarn gehört?“

„Erst erhielt ich regelmäßig Nachricht, aber wie das immer so geht, schließlich ist unsere Correspondenz eingeschlafen. Der Oberst hatte den Dienst quittirt und sich in verschiedenen Unternehmungen versucht, die ihm alle glückten. Seine Frau beruhigte sich allmählich und ward wieder zufrieden und glücklich in dem engen Kreise ihrer Familie.“

„So daß also in dem Hause der Eindruck der Schreckenstage bewahrt blieb, wie in den Herzen der Menschen,“ bemerkte der Fremde etwas ironisch.

„Das Haus trägt den Stempel des Verbrechens an sich, in den menschlichen Herzen verwischte sich allmählich der Schmerz. Nun aber — wollen Sie die Wohnung drüben miethen?“

„Nein, gnädige Frau, wenn ich auch ein Sohn des 19. Jahrhunderts bin, gewisse Eindrücke kann ich nicht überwinden. Das Haus blieb der Hüter eines dunklen Geheimnisses: lassen wir es in seiner unheimlichen Ruhe.

2.

Inmitten der Ausläufer der Pyrenäen liegt ein hübsches Dorf, dem wir den Namen La Paz geben wollen. Einsam liegt dieses alte spanische Dörfchen, fern ab von jedem Geräusche der Welt. Wie groß war daher das Erstaunen der Dorfbewohner, als sich dennoch eine Schwadron Militär in den abgelegenen Ort verirrte. Man erzählte sich, die Soldaten seien ausgesandt, um nach politischen Flüchtlingen zu fahnden. Die Schwadron wurde von einem Capitän commandirt, den man bei der Wittwe eines reichen und angesehenen früh verstorbenen Gutsbesitzers einquartirte. Diese hatte einen Sohn, der, wie sein Vater, Landmann geworden war, und eine Tochter von 15 Jahren, der Sonnenschein des bescheidenen Heims der Wittwe.

Der Capitän Don Andres Penalta war ein Mann von bestechendem Aeußeren, aber von melancholischem Temperament, verbittert durch die vielen Kränkungen, die er im Laufe seiner militärischen Carriere erfahren hatte, nichts Seltenes in jenen Zeiten politischer Unruhen und revolutionären Geistes. Doch schien die milde Atmosphäre des friedlichen Heims seiner Wirthe bald einen wohlthuenden Einfluß auf den durch so viele Enttäuschungen muthlos gewordenen stolzen Mann auszuüben. Er faßte allmählich eine Neigung zu dem jungen Mädchen, das der Abgott seiner Familie und der Liebling des ganzen Dorfes war. Mit dem vollen Zauber ausgestattet, den Jugend und Unschuld verleihen, boten ihre sittsame Einfachheit und Liebenswürdigkeit alle Garantien für eine glückliche Ehe, und überdies verfügte sie über ein nicht unbeträchtliches Vermögen, etwas, was kein zu unterschätzender Punkt bei einem Manne war, dessen ganzer Ehrgeiz dahin ging, eine Rolle in der Welt zu spielen.

In seiner glänzenden Uniform und mit seiner vornehmen Haltung hatte Penalta die Bewunderung des ganzen Ortes erregt, aber vor allem die der Damen, bei denen er wohnte. Als er daher eines Tages um die Hand Rosalien's anhielt, konnte die Wittwe ihre große Freude darüber nicht verbergen, und das junge Mädchen, das nie gegen den Willen seiner Mutter eine Ehe eingegangen wäre, gab sich ihrem vollen Glück hin, als sie diese einverstanden fand. Nur der Sohn der Wittwe stemmte sich mit aller Entschiedenheit gegen die Verbindung seiner Schwester mit dem fremden Offizier. Immer wieder setzte er der Mutter auseinander, daß ihr in Grundstücken und zahlreichen Heerden angelegtes Vermögen nur zu förderlichem Gedeihen gebracht werden könnte, wenn es zusammenblieb, daß aber, wenn jeder sein Theil forderte, es zum Scheiden Aller ausfallen müßte. Deshalb bestand er darauf, daß seine Schwester einen Mann ihrer Heimath heirathen und das Dorf, in dem sie aufgewachsen war nicht verlassen sollte. Aber keine Vorstellung der Welt konnte Donna Marianna von ihren Illusionen abbringen, sah sie doch im Geiste schon die glänzende Zukunft ihrer Tochter vor sich. Da der Sohn der Mutter immer opponirte, erklärte diese, daß sie La Paz verlassen werde und bei ihrer Tochter den Rest ihres Lebens zu verbringen gedenke.

Sieben Jahre waren seit Rosaliens Heirath verflossen. Sie lebten jetzt in der großen Stadt M....., wohin der inzwischen zum Oberst avancirte Penalta versetzt worden war. Trotzdem spann sich das Dasein Rosalien's und Donna Marianna's nur im engsten häuslichen Kreise ab, wo sie sich ganz den inzwischen geborenen drei Kindern widmeten. Durch den Alles beherrschenden, tyrannischen Hochmuth des Obersten völlig in den Schatten gestellt, sanken Frau und Schwiegermutter zu vollständigen Nullen herab.

Don Andres Penalta bezeugte Frau und Schwiegermutter im Beisein von Fremden Liebe und Achtung. Für diesen Zwang, den er sich vor Anderen auferlegte, rächte er sich dann zur Genüge in der Intimität, indem er die Frauen so viel wie möglich von oben herab und mit wegwerfender Geringschätzung behandelte. Bis zur Empörung brachten den Oberst die Ungeschicklichkeiten, die seine Frau in Gesellschaft Anderer beging. Es war natürlich, daß die junge, auf dem Lande aufgewachsene Frau nichts von den Sitten und Gebrauchen einer großen Stadt wußte. Sie sang nicht, sie tanzte nicht, sie konnte nicht Klavier spielen und verletzte dadurch auf's Empfindlichste die Eitelkeit ihres Gatten, der sich in solchen Fällen, um seinem Unwillen Luft zu machen, eine Redensart angewöhnt hatte, mit der er fortwährend die junge Frau kränkte und demüthigte: „Du kannst aber auch gar nichts!“

3.

Von Jahr zu Jahr war das Verhältniß Donna Marianna's zu ihrem Sohn ein schlechteres geworden, da sie jedesmal an der Abrechnung, die er ihr schickte, etwas auszusetzen fand, natürlich unter dem Einfluß ihres Schwiegersohnes. Donna Marianna hatte ihr Vermögen auf dem Gute stehen lassen, befolgte aber schließlich den Rath des Obersten und verlangte, nach vielem Hin und Her mit ihrem Sohne, ihren Theil herauszuzahlen.

Eines Morgens, als sie eben aus der Kirche heimgekehrt war, überbrachte ihr der Bote des Geschäftsbevollmächtigten ihres Sohnes noch 36,000 Pesetas, den Rest des von ihr flüssig gemachten Kapitals. Donna Marianna unterzeichnete den Empfangsschein mit einem Gefühl der Erleichterung über die endlich zum Abschluß gebrachte Erledigung der Angelegenheit, als der Aelteste ihrer Enkel in's Zimmer trat. Kaum war der Bote gegangen, da zeigte der Junge auch schon stolz der Großmutter eine aus einem Hefte losgetrennte Seite, die er, nachdem ihm die Mutter dies als Aufgabe gestellt, vollgeschrieben hatte. Mit dem Interesse, das die alte Dame an Allem nahm, was ihrer Tochter Kind betraf, las sie den auf jeder Linie in steifen, ungelenken Buchstaben sich wiederholenden Satz: „Rechne nicht auf den kommenden Tag, denn Du weißt nie, ob Du ihn erleben wirst,“ und auf der letzten Linie: „Geschrieben von Andres Penalta am 20. März.“

„Herzblättchen, heut: ist aber erst der 19. März,“ sagte die Großmutter.

„Ach, da habe ich mich geirrt,“ erwiderte der Kleine. „Das schadet ja nichts; nehmen wir an, ich hätte es erst morgen geschrieben.“

„Vergißt Du so schnell die weise in Deinem Satz enthaltene Lehre: „Rechne nicht auf den kommenden Tag?“

„Du hast Recht, Großmütterchen; ich werde es auch gleich verbessern.“ Und eilich lief der Knabe hinaus, um schon nach wenigen Minuten wiederzukehren und der Großmutter die Aenderung zu zeigen.

„Warum, Kind, hast Du es denn aber mit rother Tinte korrigirt?“ meinte die alte Dame fast erschreckt. Das sieht ja gerade wie ein blutiges Datum aus.“

„Die rothe Tinte stand auf Papa's Schreibtisch und ich fand sie so hübsch“, erwiderte das Kind.

„Nein, unordentlich ist es,“ mischte sich jetzt seine Mutter in's Gespräch. „Zerreiße die Seite, Andres, und morgen schreibst Du der Großmutter eine neue.“

„Gieb sie nur her, mein Liebling,“ wehrte die Dame ab. „Du hast sie für mich geschrieben und giebst mir darin eine weise Lehre. Ich werde das Blatt zur Erinnerung aufbewahren und auch Dir dafür ein Andenken geben. Hier sind fünf Goldstücke, die sollst Du ganz extra nach meinem Tode bekommen.“

Donna Marianna griff nach der Feder, mit der sie eben die Quittung unterzeichnet hatte, und schrieb unter den Namen des Kindes: „Marianna Perez hinterläßt ihrem Enkel Andres dies kleine Andenken.“ Dann wickelte sie die Goldstücke in das Blatt ein, verschloß sie mit der eben vom Notar gekommenen Summe in eine Kassette und trug sie in ihr Schlafzimmer.

In jener Nacht geschah der schreckliche Mord an Donna Marianna, den wir am Anfang unserer Erzählung geschildert haben. —

Die aus der Kassette geraubten 36,000 Pesetas blieben verschwunden, wie es auch niemals gelungen war, den Mörder zu entdecken. Die unheimliche That machte der Familie den weiteren Aufenthalt in M.... zur Qual, so daß sie bald darauf, wie schon erwähnt, in eine andere Garnison übersiedelten, wo der Oberst schon nach kurzer Zeit den Abschied nahm.

4.

Zehn Jahre lebten sie schon in ihrer neuen Heimath, wo sich der Oberst zu einem der angesehensten Bürger der kleinen Stadt aufgeschwungen hatte. Verschiedene Unternehmungen, an denen er sich mit dem Vermögen seiner Frau betheiligte, waren alle von großem Erfolg begleitet gewesen.

Dank der Seelenstärke, die so oft das höchste Gut edler Naturen ist, hatte auch Rosalie ihr Gleichgewicht wiedergefunden, und sie würde im Kreise ihrer heranwachsenden Kinder glücklich und zufrieden gewesen sein, wenn ihr Gatte, der durch seine Erfolge noch hochmüthiger geworden war, sie nicht mit täglich zunehmender Geringschätzung behandelt hätte.

Eines Tages, als Rosalie ihrem Töchterchen Unterricht im Nähen ertheilte, trat der jüngste ihrer beiden Söhne zu ihr ins Zimmer.

„Mama“, sagte er, indem er ihr ein zerknittertes Papier hinreichte, „sieh doch mal wie komisch, da ist noch eine Seite, die Andres als kleiner Junge geschrieben hat.“

Rosaline nahm das Papier und las mit bestürzter Miene: „Rechne nicht auf den kommenden Tag, denn Du weißt nie, ob Du ihn erleben wirst.“

Und auf der letzten Linie stand roth das blutige Datum des 19. März mit den Worten: „Geschrieben von Andreas Penalta“, und darunter von der Hand Donna Marianna's: „Marianna Perez hinterläßt dies ihrem Enkel Andres als Andenken.“

„Wo hast Du das gefunden?“ fragte Rosaline mit so sonderbar veränderter Stimme, daß ihre Kinder erstaunt zu ihr aufblickten.

„In Papa's Zimmer, zwischen alten Papieren,“ erwiderte der Junge.

Nur mühsam ihre Fassung vor den Kindern bewahrend, erhob sich Rosalie, und bis auf die Lippen erblassend, eilte sie in ihr Zimmer, wo sie die Thüre hinter sich verschloß.

Wie vernichtet sank sie auf einen Stuhl. Nach zehn Jahren lag endlich das Geheimniß enthüllt vor ihren Augen: sie kannte jetzt den Mörder ihrer Mutter. Drei lange Stunden saß sie unbeweglich, starr wie eine Leiche. In wildem Chaos jagten sich die Gedanken in ihrem fiebernden Gehirn. Dann packte sie grenzenlose Verzweiflung.

Endlich erhob sie sich, zündete eine Kerze an und verbrannte das Papier, das zum Ankläger gegen den Mörder ihrer Mutter geworden war.

Erschöpft und verzweifelt warf sie sich dann auf ihr Bett, wo sie schon nach wenigen Minuten durch ein Klopfen Penalta's aufgeschreckt wurde, der in gewohnt barscher Weise seinem Erstaunen über die verschlossene Thüre Ausdruck gab. Als sie die Stimme des Mörders ihrer Mutter vernahm, überlief ein eisiger Schauder den zitternden Körper der Unglücklichen, und mit aufeinandergepreßten Zähnen stieß sie nur mühsam die Antwort hervor, daß sie krank sei. —

Acht Tage blieb Rosalie in ihrem Zimmer eingeschlossen, ohne Jemand, außer von Zeit zu Zeit einem Dienstboten, den Eintritt zu gestatten, unerträgliche Kopfschmerzen vorschützend; fürchtete sie doch, noch nicht gefaßt genug zu sein, um nicht in einem Schrei der Verzweiflung ihr Geheimniß zu verraten.

Als sie endlich den Muth zum Aufstehen fand und ihr Gatte sie zum ersten Male wiedersah, prallte er vor ihrem Anblick erschreckt zurück, und mit Recht. Die Haare der jungen Frau waren schneeweiß und die von schwarzen Ringen umrandeten, tief eingesunkenen Augen blickten im Fieberglanze aus einem fahl gewordenen, abgemagerten Gesichte hervor.

„Natürlich bist Du krank, sehr krank,“ sagte er. „Du mußt viel gelitten haben.“

„Sehr viel,“ erwiderte sie mit einem Schauder.

„Warum hast Du Dir denn aber keinen Arzt holen lassen?“ fuhr Penalta ungeduldig auf; „Du kannst auch gar nichts, nicht einmal für Dich sorgen, wenn Du krank bist.“

Noch ein Jahr lebte die arme Dulderin.

Endlich nahte der erlösende Tod.

Rathlos standen die Aerzte am Krankenbett Rosalinens, und mit tröstenden Worten betete der Priester zu Häupten der Sterben. Als sie fühlte, daß sie nur noch wenige Augenblicke zu leben haben würde, gebot die edle Frau den Umstehenden, sich zu entfernen und winkte ihrem Gatten dicht zu sich heran.

„Vater meiner Kinder,“ sagte sie mit feierlicher Stimme, „zwei Dinge habe ich doch in diesem Leben gekannt.“

„Du! Wie meinst Du das?“ fragte der Gatte erstaunt. Als seine Blicke den ihren begegneten, da erblaßte der Schuldige, und die Augen starr auf sie gerichtet, vernahm er ihre letzten Worte:

„Im Leben konnte ich schweigen, um meiner Kinder willen, — und in der Stunde des Todes kann ich verzeihen, um Christi willen.“

Und die edle Dulderin schloß die Augen um sie nie wieder zu öffnen.

Eine gefährliche Eisenbahnfahrt

Es war eines Abends in Neu-Mexiko. Ich und mein Reisegefährte, ein Berliner, waren eben von einem Bremser der Atchison-Topeka und Santa-Fe-Eisenbahn 11 Meilen östlich von Las Vegas, aus dem Unterschlupf, welchen wir im letztgenannten Orte in einem Viehwagen gesucht hatten, vertrieben worden, denn auf seine Frage: „Haben Sie Geld bei sich, junge Herren?“ konnten wir nur mit „Nein“ antworten und so ertönte es denn von seinen Lippen: „Nun, dann macht, daß ihr fortkommt.“ Was half es? An Widerstand unsererseits war nicht zu denken und so verließen wir denn unser weiches Lager, das wir in dem den Boden des Wagens bedeckenden Heu gefunden hatten.

Tiefe Finsterniß herrschte ringsum, von Gebäuden konnten wir nur die Umrisse des Stationshauses wahrnehmen und so machten wir uns schon mit dem Gedanken vertraut, bei Mutter Grün zu übernachten, wo uns die Erde als Matratze und der Himmel als Zudecke hätte dienen müssen, denn unser Gepäck bestand nur in dem was wir auf dem Leibe trugen. Ein Blick nach Westen, neue Hoffnung belebte uns; denn das Licht einer anderen Lokomotive zeigte sich unseren Blicken und nicht lange dauerte es, so rollte ein Frachtzug heran. Sofort schwärmten wir in Schützenlinie aufgelöst der neu zu erstürmenden Position zu, bald stießen wir auf den neuen Feind, welcher in der Gestalt eines mit der Laterne bewaffneten Bremsers uns entgegentrat. Wir gaben unsere Losung, Beförderung nach dem Osten, und er sein Feldgeschrei „Nicht ohne Geld!“ Doch Geld existirte für uns beide um diese Zeit nur als Sage, und so schlugen wir uns denn, wenn auch nicht in die Büsche, so doch in die Dunkelheit zurück, um in der Geschwindigkeit einen anderen Plan für unsere Beförderung zu schmieden.

Jetzt gewahrte ich, daß sich ein Emigrantenwagen am Ende des Zuges befand und sofort war mir klar, was wir thun mußten, um von hier wegzukommen. Ich theilte meinem Begleiter den Plan mit, welcher allerdings schon mehr an Tollkühnheit grenzte, er bestand nämlich darin, daß Jeder von uns einen Sitz auf einem der Querbäume vor der Bremse unter dem Wagen einnehmen sollte. Mein Gefährte schauderte zurück vor dieser Art der Benutzung der Eisenbahn, lieber wolle er laufen, als auf diese Weise seine Glieder zu Markte zu tragen. Es gab nicht lange Zeit zum Besinnen. Schon ertönte die Glocke zur Weiterfahrt, noch einmal forderte ich ihn auf, mir zu folgen, und ich verschwand unter der „Car“, eine kniende Stellung auf dem bereits erwähnten Querbaum einnehmend. Zu meiner Freude bemerkte ich, wie mein Reisegefährte, wohl denkend, es sei nicht gut, wenn der Mensch allein sei, ebenfalls unter den Wagen huschte und meiner Anweisung zufolge dieselbe Stellung am entgegensetzten Ende des Wagens einnahm. Ein Ruck und der Zug setzte sich in Bewegung. Jetzt, muß ich gestehen, fingen an, schlimme Gedanken auf mich einzustürmen, allerlei Vorstellungen von möglichen Unglücksfällen durchkreuzten mein Gehirn, der Bruch eines Bolzens oder Kettengliedes, dachte ich, liefert uns dem sicheren Tod in die Arme. Traf es mich, war es nicht so schlimm, doch mir bangte für das Leben meines Begleiters; ich hatte ihn ja überredet und ich hätte mir die schwersten Vorwürfe gemacht, wäre ihm ein derartiger Unglücksfall zugestoßen. Immer schneller wurde die Bewegung des Zuges, Sand und Staub flogen um uns herum und ein gehörbetäubendes Dröhnen und Poltern drohte uns unserer Sinne zu berauben. Wurden von Zeit zu Zeit die Bremsen angedreht, so stoben die Funken, als wenn ein Feuerwerk losgebrannt würde. Allmählich machte sich infolge der fortdauernd gedrückten Lage ein Erstarren der Beine und Arme bemerkbar, ein vorsichtig abwechselndes Bewegen brachte momentane Erleichterung. Gleichzeitig mußte die Aufmerksamkeit auf die herabhängenden Füße gerichtet bleiben, denn die Fußspitzen befanden sich höchstens 5 Zoll über dem Boden und jede unvorsichtige Bewegung nach unten hätte ein schmerzhaftes Aufstoßen bewirkt.

Endlich, wir mochten gegen 30 Meilen zurückgelegt haben, kam der Zug zum Stehen und wir konnten uns auf kurze Zeit aus unserer quälenden Lage befreien, blieben jedoch unter der „Car“, um nicht gesehen zu werden. Zu meiner Freude fand ich meinen Berliner wohlauf und von meinem Einfall, auf diese Weise dem Zugpersonal ein Schnippchen zu schlagen, trotz der Gefährlichkeit befriedigt. Wir waren einig, die Sache auszunutzen, so lange es ging, denn vor den Augen des Zugpersonals waren wir, so lange es dunkel war, geschützt; wo wir saßen, suchten keine Bremser nach Passagieren. Der Ton der Glocke mahnte uns wieder, Platz zu nehmen und bald flogen wir wieder über die Prärie dahin; ich machte jetzt mit Schrecken die Wahrnehmung, daß sich infolge der Anstrengung eine starke Schläfrigkeit sich meiner bemächtigen wollte, unwillkürlich schlossen sich meine Augen, aber ich war mir bewußt, daß ich verloren sei, wenn ich mich vom Schlaf übermannen ließ. Nach einiger Anstrengung hatte ich jedoch auch diese Krisis überwunden. Der Horizont im Osten begann sich zu hellen, was den Beginn des kommenden jungen Tages verkündete und zugleich das Ende unserer eigenthümlichen Fahrt. Bald sandte die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen und ein langsameres Gehen des Zuges zeigte uns das Nahen einer Station an. Nach meiner Berechnung hatten wir gegen sieben Stunden auf unseren nichts weniger als gemüthlichen Sitzen zugebracht und mußten ungefähr 80 Meilen zurückgelegt haben, genug, um die Strapazen vergessen zu machen. Jetzt stand der Zug still, der Bremser, welcher uns verwehrt hatte, mitzufahren, entdeckte uns infolge der Terrainbeschaffenheit, welche den Blick unter die Cars erleichterte, und wollte es nicht glauben, daß wir dieselben vom letzten Abend seien; auf unsere Frage, wie viel Meilen wir zurückgelegt hätten, gab er uns zur Antwort: 84. Höchst zufrieden mit diesem Ergebniß, steuerten wir der Station mit Namen Dorsey zu, wo wir uns durch einen Trunk frischen Wassers und eine Waschung, denn wir sahen nebenbei bemerkt, luftig aus, zur Weiterreise stärkten.

Werbung in Transvaal.

Wie man in Transvaal heirathet, darüber erzählt ein Afrikareisender dem „Lokal-Anzeiger“ folgendes: Die Boeren heirathen in sehr jugendlichem Alter. Sobald ein Bauer zwanzig Jahre alt geworden ist, sieht er sich nach einer Lebensgefährtin um. Bälle und ähnliche heirathsvermittelnde Einrichtungen kennt man dort nicht; der Bauer besteigt sein Pferd und reitet von Farm zu Farm, um sich eine Braut unter den Töchtern des Landes auszusuchen. Man sieht ihm schon von fern an, was er im Schilde führt. Das wollene Hemd ist durch einen reinen Kragen, vielleicht auch durch eine Kravatte verschönt, die rohledernen Stiefel sind besonders blank geputzt, der breitkrämpige Filzhut hat ein neues Band aus blauweißer Seide erhalten, und unter dem Sattel liegt eine neue, hellbunte Decke. So gehts im Galopp nach der nächsten Farm; dort sattelt der Heirathskandidat ab, trinkt einige Liter Kaffee, raucht ein Dutzend Pfeifen, ißt dreimal mit der Familie, verschlingt die Töchter mit den Augen und spricht so wenig wie möglich. Nach Sonnenuntergang, wenn Licht in die Stube gebracht ist und die Familie sich anschickt, die Schlafräume aufzusuchen, faßt er sich ein Herz und fragt die Mutter, die natürlich nur auf diesen Moment gelauert hat, ob sie gestatte, daß Minche, oder wie nun die Erkorene heißt, noch ein bißchen mit ihm aufbleibe. Der Wunsch wird sofort erfüllt, verlegen kommt Minche in die Wohnstube zurück, stellt ein Licht auf den Tisch, setzt sich in eine Ecke und sagt nichts. Unser Freier sitzt in einer anderen Ecke, raucht, spuckt und sagt auch nichts. Aber trotzdem hat Schlau-Minche verstanden, ihrem Anbeter zu zeigen, ob er ihr gefällt, indem sie danach die Größe des Lichtes einrichtete. Je länger die Kerze, desto länger können sie aufbleiben! Am nächsten Morgen sattelt der Bauer sein Pferd wieder und reitet nach einer anderen Farm; und so wiederholt sich die Sache, bis er endlich klar ist, welches Mädchen ihm am besten gefallen hat. Zu diesem reitet er zurück, bleibt wieder eine halbe Nacht auf und macht ohne viel Redensarten seinen Antrag, der höchst selten nicht angenommen wird. Schon am nächsten Kirchgangtag wird Hochzeit gefeiert.

Löwenbändiger und ihre Gagen.

Es ist ein eigenthümliches Verhältniß bezüglich der Entschädigung für verschiedene Leistungen, daß manche Sänger und Sängerinnen für den Vortrag einiger Lieder an einem Konzertabend wöchentlich fast abenteuerliche Summen erhalten, während Männer, die bei jeder Vorstellung ihr Leben auf's Spiel setzen, wie z. B. Löwenbändiger, dagegen nur verschwindend kleine Gagen beziehen. — Noch merkwürdiger dürfte es sein — wir schweifen damit freilich von unserm eigentlichen Thema ab — daß eine Frau aus Schaustellerkreisen als dritten Gatten einen Löwenbändiger erwählt, trotzdem dessen zwei Vorgänger von Thieren, mit denen sie Vorstellungen gaben, getödtet worden waren. — Sehr wenige von denen, die sich in einen Löwen-Käfig wagen, erhalten selbst in großen Menagerien mehr als etwa 100 Mark für die ganze Woche. Sind es Farbige — die übrigens niemals selbst Raubthiere zähmen, doch mit von Anderen gezähmten auftreten, so müssen diese sich gar mit 40 bis 60 Mark „Wochenlohn“ begnügen. — Ein wirklicher „Waldlöwe“, d. h. einer der wild eingefangen wurde, dürfte kaum je in einer Menagerie zu sehen sein; alle die „wandernden Könige der Wüste“ kommen von einem weltberühmten Händler in Algier, der sich züchtet und zuweilen gegen 200 davon Vorrath hat. In Mitteleuropa ist auch der Leipziger Zoologische Garten als Bezugsquelle für junge Löwen bekannt.

Schreibwettbewerb.

Beim sechsten, vom Generalsyndikat der Stenographen und Daktylographen veranstalteten Wettbewerb, welcher letzthin in Paris stattfand, sind ganz außerordentliche Schnelligkeiten erreicht worden. Die Konkurrenten schrieben mit der Schreibmaschine 123 auswendig gelernte Worte binnen einer Minute aus dem Kopf nieder und in 15 Minuten 1130 Worte ab. Ein Stenograph brachte in 10 Minuten 500 Worte zu Papier.